

ERÖFFNUNGSREDE FddF 2026

Dr. Michael Kötz ©



Meine Damen und Herren,

ich freue mich, wir alle, die wir dieses Festival vorbereitet haben, freuen uns und Sie hier im Saal und drüben im Zeltkino A freuen sich ebenfalls – die 22. Ausgabe des „Festival des deutschen Films“ auf der Parkinsel von Ludwigshafen kann beginnen, jedenfalls in Kürze, nämlich wenn Sie auch meine kleine Rede hinter sich gebracht haben. Ich bitte da um Verständnis. Sie glauben gar nicht, was mir so über die Monate seit dem letzten Festival alles eingefallen ist, das ich hier heute Abend zur Eröffnung sagen könnte, ein Riesenhaufen an Notizen – und dann dürfen es doch nur ein paar Minuten sein. Das ist hart, sage ich Ihnen. Da muss man ganz stark sein und sich gut zureden: „Nein, das machst Du nicht, du nimmst nicht alle neun Themen und Du gibst dir hier nur sieben Minuten.“

Fast 20 Tage lang wird es Filmgeschichten geben, die Sie hier erleben können, fast 70 Möglichkeiten, in fremde Welten einzusteigen und das zu tun, was wir alle dringend brauchen, um zu leben: nämlich zu erfahren wie es anderen ergeht. Und das anders als sonst, anders als in den Nachrichten, den Katastrophen-News aller Art, deren Sachlichkeit einen regelrecht erledigen, ermüden kann. Denn da draußen, außerhalb dieser heimeligen Zeltkinos hier, läuft ein ziemlich seltsamer Film, dem wir neugierig folgen, aber mit dumpfem Begleitgefühl, „Apocalypse Now“, Coppolas Vietnamtraumafilm, jetzt fast in einer Realvariante. Überall Kriege und Katastrophen und wir sind zwar nicht mitten drinnen in diesem Kriegsfilm, aber so einen tiefen Friedensfilm gibt man uns auch nicht. Eine Welt im Umbruch. Die Schutzmacht, mit der wir alle seit vielen Jahren leben, hat ihren Abgang angekündigt und verblüfft stellen wir fest, dass wir Soldaten brauchen, eigene, und haben keine, kennen uns in diesem Film gar nicht mehr aus. Hat nicht neulich noch jemand gesagt, Kriege seien doch etwas von vorgestern, gute Geschäfte weltweit würden uns den Frieden sichern? Wie wir merken, war das ein seltsam frommer Film mit einer ziemlich illusorischen Idee eines Pazifismus, der uns netterweise gleichzeitig alle auch noch wohlhabend macht. Aus und vorbei.

Und dann gab es noch eine andere, eine ganze Serie von Filmen, so eine Art politischer Traumschiff-Folgen, wonach hierzulande und eigentlich in ganz Europa die Menschen ganz selbstverständlich Demokraten seien, in tiefem Herzen Demokraten, die sich nie und nimmer irgendwelche Diktatoren wünschen würden und auch keine autoritäre Führung des Staates, gar verbunden mit einer Absage an alle Weltoffenheit. Nein, sowas kam gar nicht vor auf dem Traumschiff, mit dem wir durch die Meere der vergangenen Jahrzehnte gesegelt sind. Und plötzlich wird das abgelöst von einem Gruselfilm, der sich zunehmender Beliebtheit erfreut. Danach registrieren wir verblüfft, dass viele unserer lieben Mitbürgerinnen und Mitbürger wie vor etwas über 80 Jahren wieder gut damit leben könnten, wenn sie geführt und geleitet werden, wenn diese vielen lästigen Diskussionen und politischen Auseinandersetzungen ein Ende hätten und dafür alles sicher und geregelt wäre. Vor allem sicher und vor allem geregelt. Haben wir uns so täuschen lassen? Gab es gar keine Zuneigung oder gar Liebe zu dieser Staatsform der Demokratie? Wurden die Regierungen, egal welche, all die Jahre in Wahrheit von ziemlich vielen eher wie eine Serviceeinrichtung gesehen, Serviceeinrichtung für die ungestörte eigene Selbstverwirklichung – und die Politiker dazu waren eine Art mehr oder eben weniger gutes Servicepersonal? So dass man auch mal eine andere Servicezentrale ausprobieren kann, eine sogenannte alternative Serviceeinrichtung, besonders, wenn die behauptet, bei ihr müsse überhaupt an nichts gespart werden und alles, was man sich so wünscht, sei auch problemlos möglich?

Meine Damen und Herren, das waren jetzt nur zwei von meinen vielen Notizen über das, was heute Abend unbedingt von mir gesagt werden muss. Aber Sie wissen das ja alles eigentlich auch selber. Beginnen wir lieber mit unserem Fest, unserem Festival des deutschen Films. Starten wir eine Auszeit, eine Art Urlaub von all dem, starten wir die Tage der Geselligkeit, die einem vorkommen wie eine ganze Serie von Festen und Feiern, eine Hoch-Zeit, um das bekannte Wort mal zu zerlegen.

Starten wir mit einem Ritual. Denn das ist dieses „Festival des deutschen Films“ durchaus, ein Ritual wie dereinst am Lagerfeuer des Geschichtenerzählens, wo jemand, am besten beim Wein, Berichte zum Besten gab über andere Schicksale, Lebenswelten, andere Zeiten oder rätselhafte Ereignisse. Denn Filme bilden Kristallisationsobjekte des Zusammenkommens, Orientierungsmarken des Daseins. Ähnlich wäre es, wenn Musiker ihre Lieder präsentierten oder Schriftsteller ihre Erzählungen, Maler ihre Bilder. Es wäre ähnlich, aber nicht dasselbe, was an der besonderen Qualität der Filmkunst liegt, die uns intensiv in andere Lebenswelten versetzen kann, sodass wir deren Welt mit deren Augen sehen können und doch zugleich mit den eigenen. Ich bin sicher, diese geradezu überwältigende Fähigkeit der Bewegten Bilder ist der Grund für ihren großen, weltweiten Siegeszug in der Welt der Künste.

Walter Benjamin, ein kulturkritischer Philosoph, sprach vor 100 Jahren vom „parasitären Dasein der Kunst am Ritual“. Ein Satz, den ich seit meiner Studienzeit nicht vergessen habe, dieses: „parasitäre Dasein der Kunst am Ritual.“ Er bedeutet, dass die Kunst als Gewächs von einem anderen Gewächs lebt, das größer ist als sie und das es auch ohne die Künste gibt – nämlich die Rituale der Menschen, ihre Feste und Feiern, Riten und Traditionen. Dieser Gedanke gibt der Kunst, in unserm Fall der Filmkunst, eine bemerkenswerte Bedeutung, nämlich, dass sie von etwas Größerem abhängt, das es auch ohne die Kunst gibt, das die Kunst aber existentiell benötigt, um entstehen zu können: Das Ritual, das festliche Zusammenkommen von Menschen, die sich über den Alltag erheben, aus der allgemeinen Betriebsamkeit aussteigen, sich ihres Daseins vergewissern, sich darin wechselseitig bestätigen, eine Art Herde bilden, die etwas zelebriert, das sie alle betrifft und berührt. Und das dabei auch unseren gewöhnlichen, allzu sachlichen Realitätssinn verlässt und eher ausufernd ist, schwelgerisch, zum Mitsingen oder Tanzen bei Musikfesten oder zu einem heillos übertriebenen Mitfühlen am Lagerfeuer bei unseren Filmgeschichten.

Kunstwerke – und das ist jetzt mein dritter Notizzettel aus den vielen Monaten, aber auch mein letzter – Kunstwerke würden nach dieser Definition deshalb funktionieren, weil sie etwas für viele Gültiges artikulieren, Wünschen und Ritualen folgen, die jeder kennt. Genau in dieser Einbindung läge deshalb ihre Kraft zu Wirken. Zugleich aber geht die Kunst zu dieser Einbindung in gemeinsame Rituale auch auf eine seltsame Distanz, wie als würde sie einen Schritt zurücktreten und sich die Sache von weiter weg ansehen wollen, als wollte sie das uns Vertraute mit einem besonderen Blick erfassen. Und je größer die Entfernung zum Ritual des Vertrauten ist, desto mehr nennen wir es Kunst. Es ist ein Spannungsverhältnis, denn ist die Entfernung zu gering, wird die Filmkunst zum „Traumschiff“, ist sie zu groß zu einem Experimentalfilm für ein sehr spezielles Publikum.

Man kann das, was wir mit unserem Filmfestival versuchen, als Umsetzung dieses Spektrums verstehen, als Herausstellen der ganzen Spannweite, oder sagen wir, fast der ganzen Spannweite. Unten und oben lassen wir was weg. Aber dass Filme bei aller Abhängigkeit vom Ritual des Vertrauten, auch Persönlichkeit zeigen müssen, Individualität und Abweichung, erst das macht, finden wir, dieses Filmfestival zu einem lebendigen Erlebnis.

Ich übertrage das jetzt einfach mal flott auf das eingangs Gesagte. Wir müssen nämlich nicht nur hier auf dem Filmfestival bereit sein für Unstimmigkeiten und Widersprüche, für neue Blicke auf das Vertraute – wir brauchen auch sonst, auch außerhalb der Filmwelt, Unstimmigkeiten und Diskussionen, Ungeklärtes und Fragwürdiges. Die oft gewünschte Einstimmigkeit in der Politik, die sich nicht streiten soll, das wäre so, als gäbe es hier auf dem Filmfestival nur Mainstreamfilme zu sehen, also nur das, was alle auf jeden Fall in schöner Übereinstimmung problemlos verstehen, wobei sie dann in Wahrheit nicht besonders viel verstanden hätten über das, was die Filmkunst kann. Dasselbe gilt in der Politik. Sie kann gar nicht einheitlich vorgehen. Wir brauchen dringend Konflikte und Dispute, die Bereitschaft zum Risiko, die Bereitschaft, Fehler zu ma-

chen, die man anschließend zugeben muss, kurz gesagt: Wir brauchen echte Menschen. Man sehnt sich ja direkt nach Herbert Wehner, Willy Brandt oder Franz Josef Strauß und wenn Sie mir verzeihen, würde ich auch Robert Habeck dazunehmen. Es gibt also diese Insel des Filmfestivals gar nicht, denn hier passiert dasselbe wie draußen. Nur wenn wir bereit sind, uns auf Filmwerke einzulassen, die wir nicht gleich verstehen, die nicht so sind wie die anderen, die wir schon gesehen haben, sondern die merkwürdig sind – also wörtlich gesagt „merk-würdig“ – nur dann sind wir auch bereit, in diesem Land Politiker zu akzeptieren, die Fehler machen, die sich widersprechen, die etwas dazulernen, kurz: die lebendig und authentisch sind. Wir brauchen in der Politik Persönlichkeiten, die mit uns reden, die zeigen, dass sie wissen, dass sie uns überzeugen müssen, dass sie auch nach ihrer Wahl eine Verbindung haben müssen zu uns. Und wir brauchen eine Kunst, bei uns Filmkunst, die die den Dialog sucht mit den vielen, die keine Kunstkenner sind und dabei die Zuschauer so ernst nehmen, dass sie ihnen keine billigen Standards vorgeben, sondern genau die Persönlichkeit zeigen, die wir uns für die Politik wünschen.

Ich finde es selber erstaunlich, wie ich die zwei Welten hier doch noch zusammengebracht habe – und dass Sie immer noch zuhören. Danke dafür, Danke für Ihre Geduld und jetzt lassen wir uns einfach fallen, vergessen alles, was ich gesagt habe, tauchen willenlos ab, gehen einfach buchstäblich verloren im Ritual des „22. Festival des deutschen Films“! Vielen Dank.